

nd A

I

2659

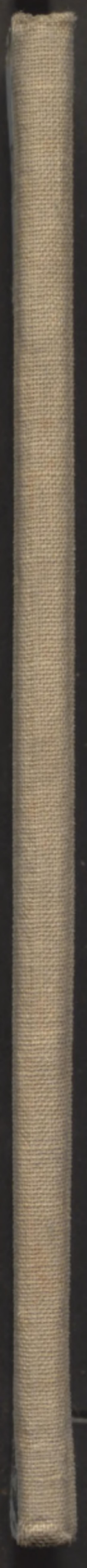
AUS DEUTSHEM SCHRIFTTUM

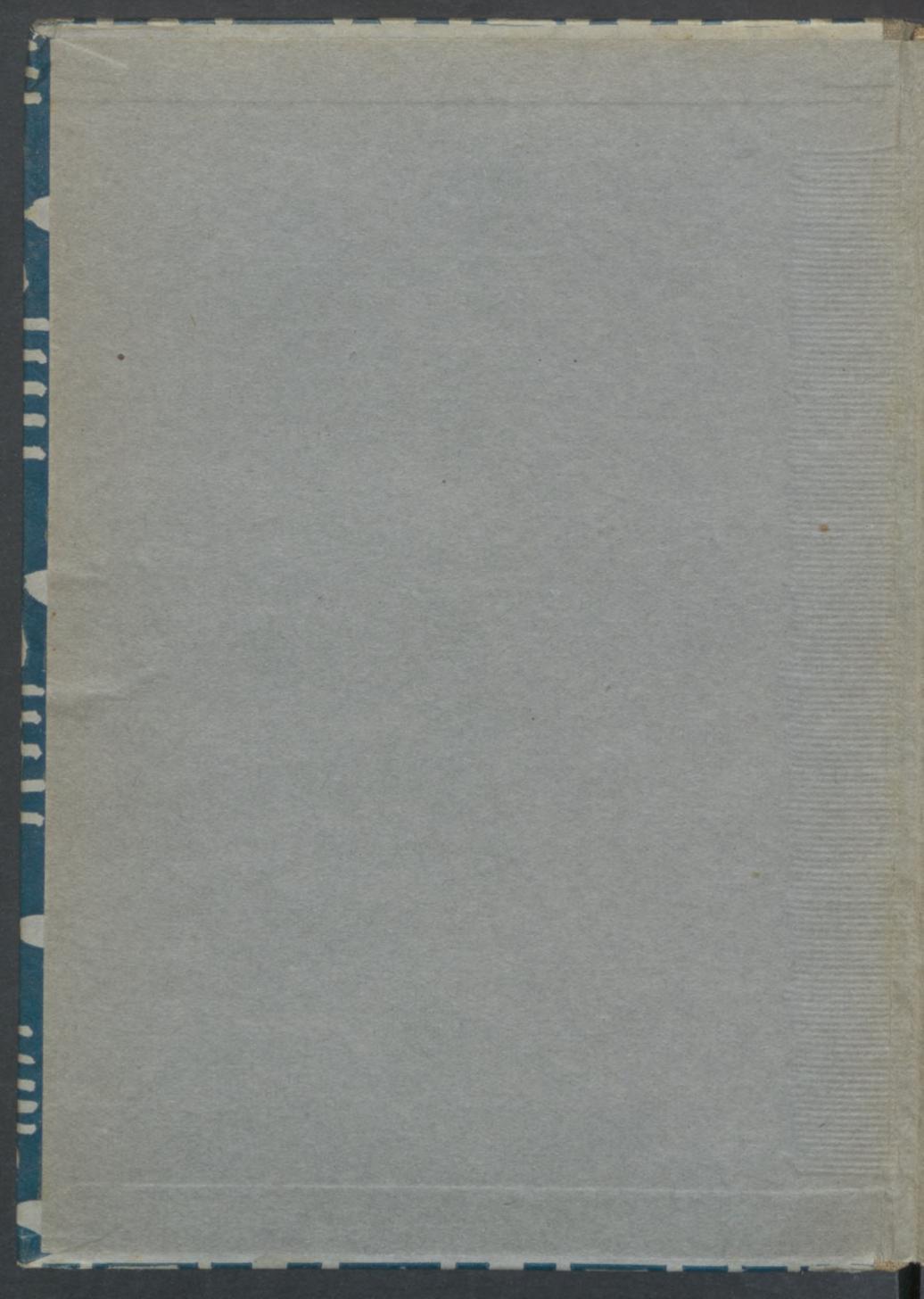
176. BAND

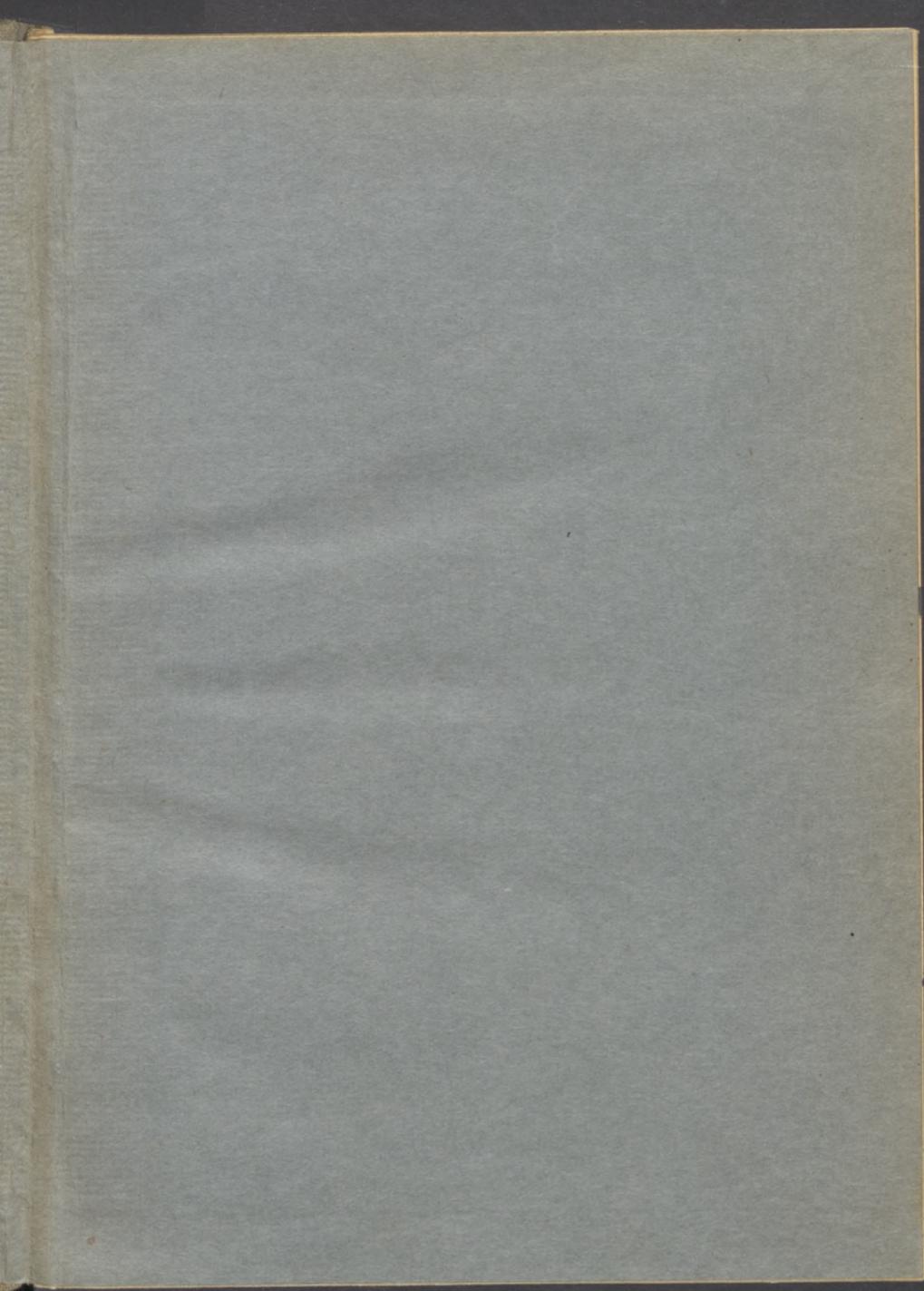
Tiersagen aus Pommern

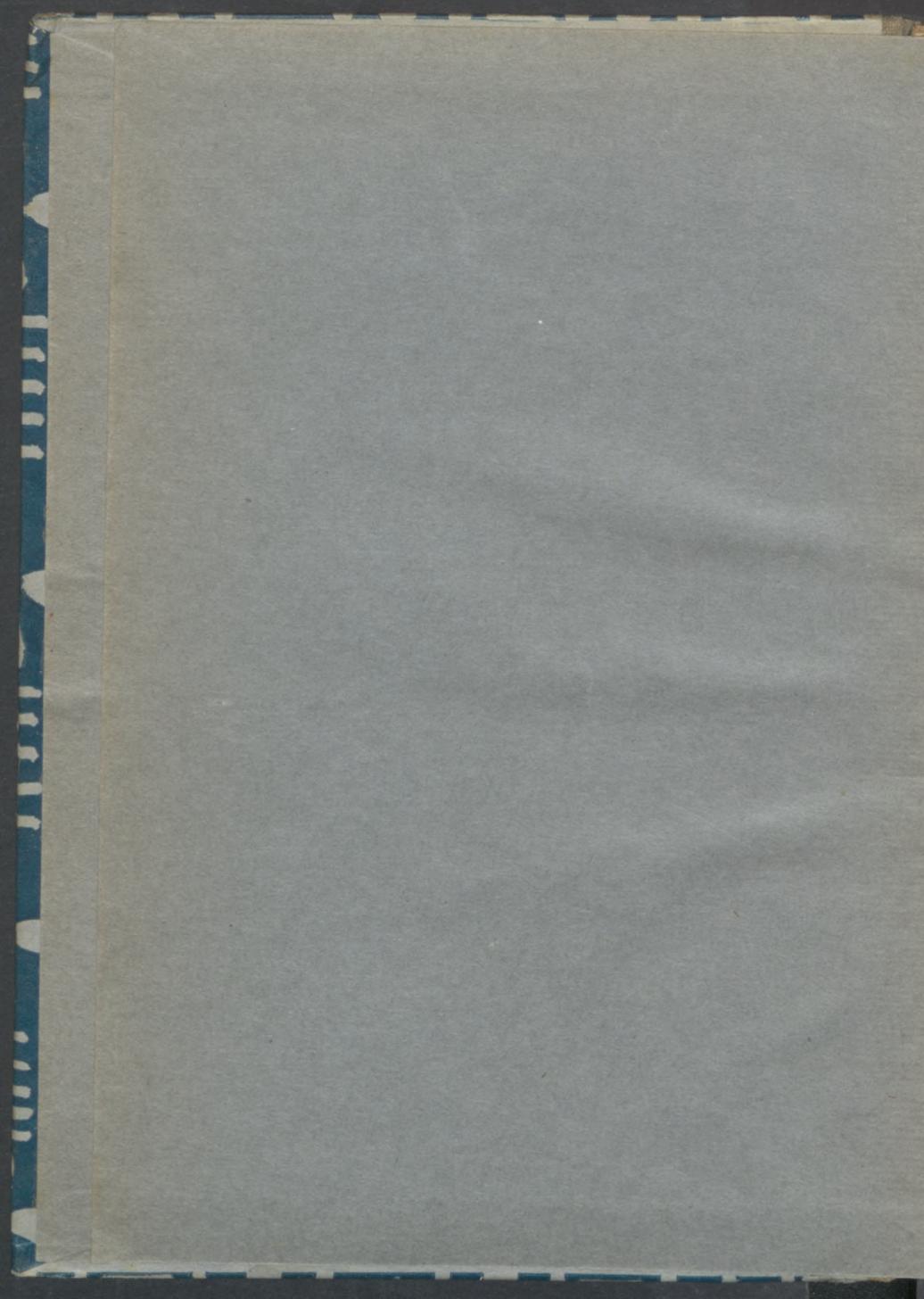
von Dr. Ulrich Jahn

UND DEUTSCHER KULTUR









P o m m e r n a r t

Heimatbücher
für Schule und Haus

Herausgegeben von
Erich Sielaff und Fritz Thiele

IV.

Alle Rechte vorbehalten

Quellenangabe: Dr. Ulrich Jahn, Volksagen aus Pommern und Rügen. 2. Auflage. Berlin. Mayer und Müller 1889. „Das Rüllingtücken“ ist Dr. Ulrich Jahn, Volksmärchen aus Pommern und Rügen, I. Teil, Norden und Leipzig 1891, entnommen.

✓
Aus deutschem Schrifttum
und deutscher Kultur

176. Band

✓
Tiersagen aus Pommern

Von Dr. Ulrich Jahn



Verlag von Julius Beltz in Langensalza

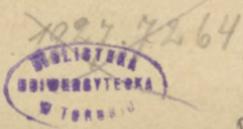
[1927]



Inhaltsverzeichnis

	Seite
Geleitwort	5
Der treue Bär	6
Wie der Wolf zu dem steifen Genick und dem Lumpfuß gekommen ist	7
Des Wolfes Leidensgeschichte	8
Wie der Wolf den Fuchs betrog und doch zuletzt den kürzeren ziehen mußte	9
Voß un Wulf up de Rinnelbir	11
Wie Fuchs und Wolf zur Hochzeit aufspielen gingen	14
Der Fuchs und die Gans	16
Der Hase	17
Wie's gekommen ist, daß die Hunde Knochen erhalten	18
Der Krieg der Vögel mit den vierfüßigen Tieren	19
Der Adebör ein Rittergutsbesitzer	23
Das Storchland, und wie ein Bäcker dort zu einem Adebör geworden ist	25
Schiffer segelt das Storchland auf	26
Die Elster	27
Der Wiedehopf	29
Der Zaun- oder Nesselkönig	30
Wie der Zaunkönig ein König der Vögel geworden ist	33
Das Rotkehlchen und die Kohlmeise	35
Das Müllingfüßen.	37
Die Spinne	39

1521785



U. D. P. 2459/1945

D. 180(20

Geleitwort

Dr. Ulrich Jahn, von dessen Volksmärchen aus Pommern Band 1/2 unserer Heimatbücher eine Auswahl brachte, hat neben den Märchen eine große Anzahl von Sagen im Pommern gesammelt. Über die Art seiner Sammelarbeit sagt er in dem Vorwort zu seinen „Volksagen von Pommern und Rügen“: „Die Sagen sind von mir in der Weise gesammelt worden, daß ich mit einzelnen Männern und Frauen, die der sogenannten ungebildeten Masse angehörten und aus den verschiedensten Kreisen der Provinz stammten, Berührungspunkte suchte und Bekanntschaften schloß und dann mit ihnen in einen mehrere Wochen, teilweise sogar Monate andauernden intimen Verkehr trat. Dadurch gelang es mir, das ganze Fühlen und Denken der Leute von Grund aus kennen zu lernen; und mehr vielleicht wie mancher andere darf ich deshalb von dem, was ich gesammelt habe, behaupten, daß es durchaus volkstümlich ist.“

Aus den mehr als 700 Sagen, die Dr. Ulrich Jahn gesammelt hat, sind für dies Bändchen eine Anzahl Tiersagen ausgewählt worden, von denen die Nr. 1, 2, 3, 4, 6, 7, 8, 9, 11, 17, 19 und 20 in Hinterpommern, die Nr. 5, 10, 12, 13, 14, 15, 16 und 18 in Vorpommern ihre Heimat haben. Die Tiersagen nehmen der Zahl nach in der Jahnschen Sammlung einen bedeutenden Raum ein, denn das eigenartige Gemütsverhältnis des deutschen Volkes zum Tier hat auch in der Sage seine mannigfachste Darstellung gefunden. Davon geben die hier abgedruckten zwanzig Sagen beredtes Zeugnis.

E. S.

Der treue Bär.

Eine Frau kehrte vom Markte heim. Sie hatte es sehr eilig, denn ihre Kinder harrten ihrer schon seit dem frühen Morgen, und deshalb hielt sie sich im Walde nicht auf der breiten Landstraße, sondern schlug den schmalen Richtsteig ein. Gerade wollte sie da ein dichtes Gebüsch passieren, als plötzlich aus dem Buschwerk ein mächtiger Bär auf den Hinterfüßen heraustrat und schnurstracks auf sie losging.

In Todesangst stand die arme Frau still und schaute starr dem Antier in den Rachen. Das schien aber mit dem Fressen keine Eile zu haben, es brummte nur und hielt dabei bittend die eine Vordertafel dem Weib vor die Augen. Anfangs machte dies Beginnen des Bären die Frau nur noch furchtsamer, endlich faßte sie sich jedoch ein Herz und sprach bei sich: „So oder so tot; ich will doch einmal untersuchen, was mit der Pfote ist.“

Sie ergriff dieselbe mit beiden Händen, untersuchte sie und siehe da, in die Lücke hatte sich ein großer Holzsplitter tief hineingeböhrt, der aber schon ganz vereitert war und dem armen Tier unsäglich Schmerzen bereiten mußte. Da sie ein gutes Herz hatte, zog sie schnell eine Nadel hervor, grub den Splitter heraus und entfernte den Eiter. Dann ließ sie die Lücke wieder fahren.

Der Bär setzte sie vorsichtig zur Erde und versuchte damit aufzutreten. Als das glückte, brummte er vergnügt auf, packte mit seinen Zähnen die Frau bei der Schürze und zerrte sie sodann hinter sich her in das Dickicht des Waldes hinein. Bei einer hohen Eiche machte er endlich Halt, und nun glaubte die Frau, ihre letzte Stunde habe geschlagen. Doch der Bär ließ ihre Schürze fahren und kletterte an dem Stamm der Eiche empor.

„Jetzt ist es Zeit zu entfliehen“, dachte das Weib, und fort war sie. Aber der Bär hatte ihre Flucht kaum bemerkt, so war er auch mit einem Satze vom Baume herunter, und nun ging's hinter ihr drein, bis er sie eingeholt hatte. Sofort packte er sie wieder bei der Schürze und führte sie zum Baume zurück.

Diesmal hielt die Frau stand, weil ein Entrinnen ja doch nicht möglich war. Der Bär kletterte darauf bis zur halben Höhe der Eiche und griff dort in eine Höhlung des Stammes, in der wilde Bienen Honig gebaut hatten. Davon nahm er ein paar große Klumpen und warf sie dem unten stehenden Weibe gerade in die Schürze hinein, und jetzt sah dieselbe ein, daß das Tier sich nur habe bedanken wollen. Nachdem die Schürze ganz mit Honig angefüllt war, stieg der Bär wieder herab und führte seine Wohltäterin bis zu der Stelle des Nichtsteigs zurück, wo sie ihm den Splitter aus der Pfote gezogen hatte. Dort kehrte er um und ging in den Wald zurück. Die Frau aber kam unbeschädigt mit dem vielen Honig zu ihren Kindern heim und erzählte ihnen von dem wunderbaren Abenteuer.

Wie der Wolf zu dem steifen Genick und dem Lumpfuß gekommen ist.

Als unser Herrgott den Wolf geschaffen hatte, benahm sich derselbe so wild und verübte so viele Schandtaten, daß der Sache Einhalt getan werden mußte. Der liebe Gott rief ihn darum zu sich, hielt ihm seine Sünden vor und verkündete ihm, ein Gebrechen würde er von nun an sein Lebelang an seinem Leibe tragen müssen; doch könne er unter drei Dingen den Fehler wählen, welcher ihm noch am leichtesten zu ertragen schiene. Entweder müsse er von nun an ein steifes Genick führen und einen lahmen Fuß oder einen eine halbe Meile langen Schwanz oder endlich eine Klingel, die jegliches Tier in der Entfernung einer ganzen Meile hören könne.

Der Wolf war darüber sehr traurig, doch da ihm nichts anderes übrig blieb, als in den sauren Apfel zu beißen, so sprach er

zum lieben Gott: „Der lange Schwanz und die weiterschallende Klingel würden bewirken, daß ich überhaupt kein Tier mehr erjagen könnte, darum gib mir lieber das steife Genick und den Lumpfuß. Das hindert zwar auch sehr, läßt mich jedoch wenigstens nicht Hungers sterben“. Und wie der Wolf gewählt hat, so ist's auch geschehen. Jeder Wolf hat ein steifes Genick und muß auf einem Beine lumpen (hinken) bis auf diesen Tag.

Des Wolfes Leidensgeschichte.

Eine Stute war mit ihrem Fohlen auf der Weide. Da kam ein hungriger Wolf an und suchte sich des Fohlens zu bemächtigen. Die Stute sah ein, daß hier nur List retten könne, lief dem Wolfe entgegen und rief ihm zu: „Wilst du nicht mein Junges nehmen? Ich mag es nicht mehr haben. Doch eine Liebe ist der andern wert; du mußt mir dafür den Splitter, den ich mir in den rechten Hinterfuß getreten habe, herausziehen“. Hoch erfreut über die freundliche Aufnahme willigte der Wolf sogleich ein und machte sich an dem Hinterbein zu schaffen. Kaum war er jedoch mit dem Maule an den Huf gekommen, als die Stute ihm einen Schlag gegen den Schädel versetzte, daß er bewusstlos zusammenbrach.

Als er sich wieder erholt hatte, waren Pferd und Fohlen schon längst verschwunden, und der Wolf mußte, noch hungrier wie zuvor, weiter gehen. Da sah er zwei Ziegenböcke, welche sich um ihre Weideplätze zankten. Der Wolf ließ sich zum Schiedsrichter ernennen und bedang sich aus, den Teil, welcher unrecht bekommen würde, fressen zu dürfen. Er stellte sich zu dem Zwecke zwischen beiden auf. Da blinzelten sich die Böcke, welche den ganzen Streit nur aus List angefangen hatten, mit den Augen zu und rannten plötzlich mit so großer Wucht auf den Wolf los, daß ihm die Rippen im Leibe brachen und er für tot zu Boden sank.

Nach langer Zeit kam er erst wieder zu sich, und von den Ziegenböcken war nichts mehr zu sehen. Mit zerschlagenem Kopf und zerbrochenen Rippen setzte er darum seine Wanderung fort und traf eine Sau mit neun Ferkeln, welche ihm zurief: „Friß doch eins oder zwei von den Ferkeln, ich kann sie gar nicht

mehr ernähren, denn es sind ihrer zu viele“. „Sehr gern“, erwiderte der Wolf und wollte gleich zubeißen. „Ach nein“, entgegnete die Sau, „zuvor wollen wir sie doch taufen, damit sie selig sterben“.

Der Wolf war's zufrieden, und sie gingen zur Wassermühle an die Stelle, wo das Wasser auf das Mühlrad herabfällt. Dort legte die Sau ein Brett an die höhere Rinne und stellte sich auf die aufliegende Seite desselben, weil sie der schwerere Teil war.

Der Wolf mußte sich auf das überragende Ende setzen, um von dort aus die einzelnen Ferkel taufen zu können. Gerade als das erste Ferkel hinübergereicht werden sollte, trat die Sau jedoch zurück, der Wolf fiel auf das Rad, wurde von den Schaufeln zerschlagen und dann in das Wasser geschleudert, aus dem er kaum sein Leben zu retten vermochte. Von der Sau mit ihren Ferkeln war wiederum nichts mehr zu sehen.

Mißmutig und am Leben verzagend ging der Wolf nun in den Wald, wo ein alter Besenbinder mit seinem Beile Holz schlug und Reiser suchte. Wie der den Wolf erblickte, kletterte er vor Angst auf einen Baum. Der Wolf hatte ihn in seinem Kummer gar nicht bemerkt, sondern legte sich unter denselben Baum und verwünschte sein Schicksal. „Ach“, seufzte er, „ich bin so unglücklich, würfe doch der liebe Gott ein Beil herab und erschläge mich“. Der Besenbinder, nicht faul, warf ihm mit tüchtigem Schwunge sein Beil auf den Schädel. Da schrie der Wolf noch auf: „O, lieber Gott, so ernst hatte ich es nicht gemeint!“ Und verschieden war er.

Wie der Wolf den Fuchs betrog und doch zuletzt den kürzeren ziehen mußte.

Wolf und Fuchs sind auf der Wanderschaft. Kommt ein Heringsmann angefahren, und die Fische riechen den beiden so lieblich in die Nasen, daß sie davon haben möchten. Bruder Fuchs läuft darum in weitem Umweg dem Wagen voraus und legt sich wie tot auf der Straße nieder.

Als der Fuhrmann ihn erblickt, spricht er: „Aha, ein toter Fuchs! Nun, dem ist's schon recht geschehen, daß er in seinen Sünden abgefahren ist. Doch sein schöner Pelz soll hier nicht verkommen“. Mit diesen Worten springt er vom Bocke herab, ergreift Bruder Reinhart beim Schwanz und wirft ihn hinten auf den Wagen, so daß er gerade auf die Heringe fällt. Dann setzt er sich wieder auf seinem Sitz zurecht und schläft, wie das einem braven Fuhrmann zuzustoßen pflegt, fest ein.

Darauf hat der Fuchs nur gewartet; schnell wirft er einen Fisch nach dem andern auf die Straße herab und hört damit erst auf, als der Heringsmann tief aufatmet und zu erwachen beginnt. In diesem Augenblick springt er mit einem Satz dem gestohlenen Gut nach und ist in Sicherheit. Unten trifft er den Wolf und sagt zu ihm: „Gevatter, wo hast du mir denn nun meinen Teil zurückgelegt?“ — „Hier, Bruder Fuchs“, sagt der Wolf ganz treuherzig, „genau die Hälfte soll dein sein“, und damit führt er ihn zu einem großen Haufen Gräten, das Fleisch hatte er selbst gefressen.

Der Fuchs verbeißt seinen Arger, und sie gehen weiter. Aber Hering macht Durst, und es dauert nicht lange, so jammert der Wolf: „Bruder, schaff mir Wasser“. — „Das sollst du haben, Gevatter“, antwortet Reinhart, „und zwar das schönste auf der ganzen Welt, komm nur mit“.

Der Wolf gehorcht, und sie gelangen zu einem Ziehbrunnen. Sogleich springt der Fuchs in den oben befindlichen Eimer und fährt mit ihm in die Tiefe hinab, trinkt dort und preist mit den schönsten Worten das herrliche Wasser. „Ja, aber ich habe doch nichts davon“, knurrt oben der Wolf. — „O“, erwidert der schlaue Reinhart, „spring nur in den Eimer, der jetzt oben ist“. Der Wolf tut es und wundert sich nicht wenig, wie er jetzt hinabfährt und der Fuchs heraufsteigt und sie sich beide gerade in der Mitte begegnen.

Doch zu langem Nachdenken läßt ihm sein Durst nicht Zeit, sondern in mächtigen Zügen schlürft er unten das treffliche Wasser ein. Unterdessen läuft der Fuchs zu den Bauern aufs Feld und ruft: „Kommt alle herbei, der Wolf ist im Brunnen und kann

nicht wieder heraus“. Da laufen sie, so schnell ihre Beine sie nur tragen können, ziehen den unglücklichen Wolf in die Höhe und gerben ihm das Fell mit ihren Spatenstielen und faustdicken Knütteln dermaßen, daß er mit genauer Not dem Tode entrinnt und sich durch die Flucht rettet.

Raum ist er ein paar hundert Schritte fortgehinkt, so sieht er den schlauen Fuchs winselnd auf der Erde liegen und hört, wie er im kläglichen Tone ruft: „O, Gevatter, Gevatter, mit mir ist's aus; du bist groß und stark und wirfst die Prügel wohl noch verwinden, aber mir gehen die vielen Schläge, welche ich von den groben Bauern erhalten habe, bis ans Leben. Komm und trag mich.“

Der Wolf glaubt dem Bruder Reinhart, und da er ein mitleidiges Herz hat, heißt er ihn auf seinen wunden Buckel steigen und schleicht mit seiner Last dem Walde zu. Da kann der Fuchs seine Spottlust nicht verbeißen und spricht halblaut:

„O Wunner! O Wunner!
Dê Kranke drächt dê Sunner!“

„Was sagst du da?“ fragt der Wolf zornig. — „Ach Gevatter!“ winselt der Fuchs, „ich muß toll sein. Die Leute haben mir meinen Bregen eingeschlagen, und jeht rase ich“. „Na, das ist etwas anderes, mein armer Bruder“, begütigt der betrogene Wolf und trägt ihn, obgleich er noch oftmals unterwegs ruft:

„O Wunner! O Wunner!
Dê Kranke drächt dê Sunner!“

getreulich zu seiner Höhle im Walde hin.

Doß un Wulf up de Kinnelbir.

Dat lêwten einmâl ein Doß un ein Wulf in eine Hoel tó hóp. Einmâl haeren sei nix tau fraeten, un dei Wulf saer tau den Doß: „Varrer mann, wó krigen wi wat tau fraeten?“ — „O, dat 's nich slim“, saer dei Doß. „In 'n Dörp is Kinnelbir, un dár is naug tau hâbben.“

„Jä“, sächt dei Wulf, „där dörren wi nich kämen.“

„Dat is gewis“, saer dei Vof, „as voernemen Gäst dörren wi nich rinspaziren, wi moeten dörch dei Hinnerdoer gaun.“

„Na, denn man tau“, sächt dei Wulf. „Satt aeten moeten wi uns eis werrer. Dat mäch kämen, wat där will.“

Abens in'n Quesdern mäkten sei sich hen. Dei Hinnerdoer was tau, äewer dei Vof, eins, zwei, drei, Loek gekracht, un nû beir nâ dei Spiskâmer rin. Dei Vof besêj sich alles, dei Wulf haer hîr äewer kein Tid tau, hei sluckt ümmer rin, wat em vâert Mâl kêm. Dei Vof äewer wir kläuter und sêj alle Ogenblick tau, ob hei noch dörch't Loek künn.

As dei Vof nû märkt, dat dei Wulf nich mîr dörch künn, stoer hei ein Rummel Pött anne Ir und knêpt dôn üt. Dei Wulf wull dat uk daun, äewer dat ging nich mîr, hei haer tau stramm inaufst.

Dei Luer inne Stâw haerd'n äewer den Spektatel huert un stoewden äewa Hals und Kopp nâ dei Spiskâmer hen und troefen där nâ den Gäst. „Herr Jê“, schrijden sei, „hîs jun Wulf! Na tauwt man, den willn wi äewer dat Utgelei gaeben. Hei sâl tum tweiten Mâl nich werrer kämen,“ un nu ging dat Bruejeln mit den Besenstêl lös, äewer den Wulf hêr. As äewer einer raupen dêr: „Hält'n Jaeger, dei sâl em ddb scheiten, dôn drüing dei Wulf an un bingt sich mit aller Macht dörch un rêt üt.

Dei Vof äewer wull em noch einen tweiten Schâbernad spaelen un nêmen sich ein ull Schoert üm un sett sich 'n ull Nachtmûk up, dei up'n Tân hingen dêr, un stellt sich nû as sôn ull Grôhmudder himmen Tân hen un lacht den Wulf wat üt, as dei dar so jämmerlich voerbt kêm.

Nû äewer lêp dei Vof, dat hei irer in dei Hoel kêm, as dei Wulf, un lêr sich hen un slêp. Mirrer Wil kêm dei Wulf an un sächt taun Vof: „Varrer mann, wô hat mi dat äewer gaun, mi hât't tau slicht up dei Kimmelbîr gefolln. Dâr gâ ik taun tweiten Mâl nich werrer hen. Mi häbbns äewer richtich vper-tôbackt, dat vergêt ik in min'n Laeben nich werrer; un am mîrsten hât mi noch ärgert, dat ein ull grîses Wis hinnern Tân mi noch

wat ütflähen dêr. Ik jüll äewerjt blôß ûp min'n gesummen Bën wêst sin, ik haer sei äewerjt sô wâm wechnâmen."

"Jâ", sâcht dei Voß, „dat deit mi léd; äewer wat is dârbî tau mâken. Dâr kâmen jâ ôk noch werrer baerer Eiden. Dverloepich wâr ik di voerflêgen.“ Dei Voß ging nû üt un wull Fraetent ran hâlen un sêj in dei Fîrn ein Hîringkîrl fuern.

„Na“, dîntt hei, „dat is jâ all sô wat voer di.“ Hei smêt sich in'n Wech hen un dêr, as ob hei dôd wîr. As dei Hîringkîrl nû ran kâmen dêr, sprîng hei run un smêt den Voß up'n Wâgen un wull em tau Hûs afstrecken. Dei Mann slêp dôn in, un dat benukt dei Voß un ract ein Patschôn Hîring von'n Wagen un ging dârmît sine Waej un brôcht sei den Wulf.

„J, Varrermann, wo hâst du all dei schoenen Fîsch kraegen?“
— „Jâ, dâr bin ik licht tau kâmen, saer dei Voß. „In'n Dôrp is'n grôten Ôlk, un dâr hâf ik minen Swanz in dei Wât holln, un dôn hâbben sei anbaeten.“

„Na, tâuw man“, sâcht dei Wulf, „dat 's jô nich slimm, dat wâr ik ôk mal daun, wena ik werrer baeter bûn.“ Un dei Wulf mâlt sich ôk richtig hen, sett sich mirgen upt Is un hoel sinen Swanz inne Wât (Eisloch).

„Nû hüllst du sô lang still, baet dû ne gaude Lâdung hâst“, sâcht dei Voß, un dei Wulf sêt ôk reigen still. Endlich treckt hei eis an, äewer hei wîr îrst en baeten anfrârn. „Nê“, sâcht hei, „dit's nonnich wîrt, mit dei pâr Dinger gâ't nonnich tau Hûs.“ Un sô sêt hei nog ne Stumm, un dôn kûnn hei den Swanz nich mîr lôs kraegen. „Na jâ“, sâcht hei, „dâr wâr ik äewer 'n schoenen Bengel anhâbbn, dei trîj ik jô gâr nich mit einmâl wech. Wâr mâk ik dat blôß?“

Mittlerwîl wûrr dat Dach, un dei Luer gingen an Arbeid. „Na nû, dâr sitt jôn Wulf up'n Is! Kâmt, wi willn em eis uns Dôschfløegels tau præuben gaeben.“ Un dârbî ging dat ûmmer kruez- un dwaswis äewer den Wuf hêr. Un hei treckt mit aller Macht un wull dei Fîsch ôk gîrn mit hâbbn; äewer dat nukt nich, hei müst sôgâr sin'n Swanz dâr lâten un kêm sô bîn Voß an un saer: „Wâr geit mi dat einmâl, ik nêrn ûmmer tau vael. Haer sôn grôten Haekt an, dat mi dei Swanz afrêt, un

häf werrer richtich Pruegel kraegen, wü it werrern' Eid lang nauß an häf.

Dat is einmål sö, as min ull Hexenmudder tau mi säggen dêr: „Jung, dû kriecht noch eis sö vael Pruegel, dat dû din Wibent nich weißt.“

Dârup antwärt it: „Denn mücht it leiwere ein Wulf sin, dârmit it wênichstens üm mi biten künn, un bün't ôt glit wârdn.“

„Na, denn is't aenlich sö, as mit mi,“ saer dei Voß, „it bün Nachtwächtersäen, un min Vadder saer eis tau mi: „Jung, du moest noch sîr klauk un listich wârdn“. Dârup antwärt it: „Denn mücht it woll ein Voß sin, denn kann sö licht keiner mi wat anhâbbn“, un wür't dôn ut glit.

Wi sünd nû einmål twei Leidensbräuder un willn man tau höp laeben blîbn.“

Snipp, snapp, snât.

Nû is dei Geschicht üt.

Wie Fuchs und Wolf zur Hochzeit aufspielen gingen.

Im Dorfe war eine große Bauernhochzeit. Sagte der Fuchs zum Wolf: „Gevatter, komm, wir wollen dort aufspielen.“ Der Wolf war's zufrieden, und sie gingen selbender hin. Sie waren aber Spielleute, wie Hochzeiter sie nicht gerne sehen; sie wollten erst die Bezahlung haben und dann musizieren.

Darum machten sie sich an die Speisekammer, krazten ein Loch durch die Mauer, und drinnen waren sie bei den Schinken und fetten Würsten. Da fraßen sie nun, bis sie so satt waren, daß nichts Festes mehr in den Magen hinein ging; dann traten sie an die Biertonne und tranken dazu nach Herzenslust, bis sie nicht mehr konnten. Den Kopf über und über mit Schaum bedeckt, das Gehirn von dem starken Biere benebelt, standen sie da und beratschlagten, was sie jetzt tun sollten.

„Weißt du, Gevatter,“ sagte der Wolf, „es ist unsere Pflicht, daß wir mit dem Musizieren beginnen, damit die Leute tanzen können“. „Du hast recht,“ erwiderte der Fuchs, und nun be-

gannen sie so entsetzlich zu heulen, daß das ganze Haus davon erschallte. Die Hochzeitsgäste wurden aufmerksam, ergriffen Ärte und Knüppel und öffneten die Kammer.

Da sahen sie denn die Bescherung. Dem Fuchs freilich konnten sie nichts anhaben, der schlüpfte schleunig durch das weite Loch, das der Wolf sich gekratzt hatte, in's Freie hinaus; aber seinem Gevatter erging's dafür um so schlimmer. Er mußte sich durch das kleine Fuchsloch drängen und blieb mit seinem vollen Bauche mitten darin elend stecken.

Hageldicht sausten da die Schläge auf seinen dicken Pelz. Man packte ihn beim Schwanz, zog ihn ganz heraus und schlug dermaßen auf ihn ein, daß er zusammenbrach und für tot liegen blieb. Das Fell wollten ihm die Leute nicht sogleich abziehen, um nicht noch mehr in ihrer Hochzeitsfreude gestört zu werden; sie ließen ihn darum die Nacht durch in der Speisekammer.

Das war des Wolfes Glück; denn er war noch nicht völlig tot, sondern kam allmählich wieder zu sich, kroch dann durch das rechte Loch hinaus und schlich unter unsäglichen Schmerzen seiner Höhle zu. Im Walde traf er den Fuchs und rief ihm zornig zu: „Du Schelm bist an allem Unglück schuld; warte nur, ich werde dich fressen!“ „Ach,“ versetzte der Fuchs, „du glaubst mir gar nicht, wie leid es mir tut, daß ich die Löcher verwechselte. Ich schwör's dir zu, es war nur ein Versehen.“ „Na, denn will ich dir noch einmal verzeihen, aber du mußt mich dafür in meine Höhle tragen.“ — „Ach“, antwortete der Fuchs, „wenn ich's nur könnte, wie gerne tät ich's. Aber mir ist selbst so schwach und krank zu Mute; ich bin hierher gekommen, um mich hinzulegen und zu sterben. Wenn Leute vorbeikommen, mögen sie mir den Rest geben, ich kann nicht mehr weiter.“ — „So schlimm steht es mit mir, Gott lob, noch nicht,“ sprach der arglose Wolf, und weil er ein gutes Herz hatte, forderte er seinen Gevatter auf, sich auf seinen wunden Rücken zu setzen und von ihm tragen zu lassen.

Der Fuchs sprang sofort auf den Buckel des Wolfes und freute sich höchlich über die gelungene List. Aber seine Spottsucht ließ ihm keine Ruhe. Wie wenn er mit sich selbst spräche, sagte er

halblaut: „Bei Kranke drächt dem Gesunde.“ „Wat?“ schrie der Wolf „wenn du so wellst, schmit et di glük hen!“ „Ach“, stöhnte der Fuchs, „Bruder Wolf, ich hab's im Fieber gesprochen, trag mich nur weiter, ich sag's auch nicht wieder.“

Der Wolf glaubte ihm und ging weiter. Es dauerte nicht lange, so sprach der Fuchs wieder: „Rik, bei Kranke drächt dem Gesunde.“ „Nun hol dich aber der Teufel,“ wetterte der Wolf los, warf seinen Reiter ab und zwang ihn, nebenher zu laufen. Dem schlaunen Fuchs ward jezt schwül zu mute, denn er fürchtete von dem grimmen Wolfe den Tod. Und richtig, als sie bei der Höhle angelangt waren, sagte derselbe: „Gewatter, du hast mich mein Lebtag genug geärgert, ich wil dich fressen.“

In seiner Angst wußte der Fuchs keinen anderen Ausweg und sprang in die Höhle hinein; der Wolf fuhr aber sogleich hinterdrein und packte ihn beim Beine. „Brauder,“ schrie da der schlaue Fuchs, „Brauder, du hält ane Wörtel, lat doch bei Wörtel los o fat bei Faut an.“ Der Wolf ließ sich täuschen und schnappte wo anders hin; der Fuchs aber entlief und war aus der Gewalt seines erbosten Gewatters befreit.

Der Fuchs und die Gans.

Eine Gans, welche auf dem Felde graste, sah Bruder Reinhart heranschleichen. Da an ein Entfliehen nicht mehr zu denken war, rief sie dem Fuchs zu: „Komm doch her und hilf mir suchen. Ich habe einen Groschen verloren, und finde ich den nicht wieder, so will mir mein Bauer den Kopf abschlagen. Dann wäre es mir aber doch viel lieber, wenn du mich fräzest.“

Der Fuchs machte sich mit an das Suchen, obgleich er nur den Gänsebraten im Auge hatte und an den Groschen gar nicht dachte. Nach einer kleinen Weile erklärte er denn auch, daß das Geldstück nicht zu finden sei und er deshalb die Gans fressen wolle. Die war damit einverstanden, bedang sich aber aus, daß sie zuvor noch einmal mit dem Fuchse tanzen könne. Reinhart ergriff sie sofort mit seiner Schnauze am rechten Flügel und schlenkerte sie lustig im Kreise herum. Die Gans schien sehr vergnügt und schrie

zum Tanze fröhlich ihr „Rijack! Rijack!“ worauf der Fuchs mit einem ebenso vergnügten „Hopsassa! Hopsassa!“ antwortete. Raun hatte er jedoch diesen Freudenruf hervorgestoßen und zu dem Zwecke den Flügel der Gans aus dem Maule gelassen, als diese, durch den Tanz in Schwung gebracht, plötzlich sich in die Lüfte erhob und dem Gehöste zuslog. Dem verblüfften Fuchs rief sie im Fluge zu, er möge sich nur auf dem Hofe zeigen und: „Bedenk di, bedenk di!“ rufen; denn sie habe nur vor, dem Bauern den ganzen Hergang der Geschichte zu erzählen und von ihm Abschied zu nehmen.

Der Fuchs folgte ihr arglos nach, troch in den Garten und rief immer fort: „Bedenk di! Bedenk di!“, um die Gans dadurch aufmerksam zu machen. Diese schwamm währenddessen lustig auf dem Teiche herum, und nachdem sie den Fuchs häufig genug „Bedenk di! Bedenk di!“ hatte rufen lassen, antwortete sie endlich vom Wasser her: „Du, ik häw mi all bedacht.“ Jetzt merkte der Fuchs, daß er betrogen war, und ingrimmig sprach er zu sich: „Das ist das erste und letzte Mal, daß ich mich am Ende eines Dinges bedacht habe, künftig werde ich mit dem Bedenken anfangen.“

Der Hase.

Der Hase war einmal des Lebens überdrüssig geworden. „Wozu bin ich armes Tier überhaupt auf der Welt?“ sprach er bei sich, „der Mensch jagt mich, und Tiere und Vögel töten mich. Überall habe ich Feinde und nirgends einen Freund. Ich bin das allerunglücklichste und furchtsamste Geschöpf auf Gottes Erdboden. Darum will ich hingehen und mich ertränken.“

In schnellem Laufe eilte er einem Teiche zu, um sein Vorhaben auszuführen, erschreckte jedoch durch seine Tritte einen im Ufergrafe sitzenden Frosch dermaßen, daß er sich in Todesangst kopfüber in das Wasser stürzte. Als der Hase dies sah, rief er voller Freuden: „So gibt es denn wirklich noch ein Tier, das furchtsamer ist, wie ich bin, und selbst vor mir Angst hat?“ Und stolz kehrte er wieder um und dachte hinfort nie wieder daran, sich das Leben zu nehmen.



Wie's gekommen ist, daß die Hunde Knochen erhalten.

Zur Zeit, als die Tiere noch sprechen konnten, hatte einmal ein Schlächter eine Kuh geschlachtet. Das Fleisch lag schön zugehauen da und wartete nur noch auf den Käufer. Da fiel dem Metzger mit einem Male ein, daß er seine Steuern zu bezahlen habe. Gesellen und Lehrburschen hatte er nicht, darum sprach er bei sich: „Wat fall ek daune? Ek mot tom Schulte hen un Klassefchtein betale. Ek weit mi keine andre Rat, as dat min Hund mot hir bliwe o dat Fleisch bewachte“.

„Schimmel“, sagte er deshalb zum Hunde, „du moßt hir bliwe un Poste schtane bi dem Fleisch. Dat sägg ek di abber an, dat du keinen Kerl oder Wis an dat Fleisch heran läst; denn jewes ware hir vel Kerls o Wiwer kame o Fleisch welle toepe. Tor Belonung jew ek di he dichbijet Schteck; dei Knake wer ek rut neme, denn wat falls du mit dem Knake, du kannst em ja doch nich etc. Nimm abber of sülwst nüscht von dem Fleisch“.

Der Hund war's zufrieden und stellte sich als Wächter auf, indes der Schlächter zum Schulzen ging, seine Steuern zu bezahlen. Der Schulze war aber ein alter, erfahrener Mann, von dem man etwas lernen konnte, und wußte so viel zu erzählen, daß der Schlächter sich lange versäumte. Dem Hund ward darüber die Zeit lang, auch bekam er Hunger. „Ach“, rief er, „ek well mi he Schteck von dei Rau neme, min Meister wart dat jau nicht bemarkte“.

Setan wie gesagt. Er riß sich ein mächtiges Stück von der Fleischbank herab und verzehrte es gierig. Raum war er damit fertig, als der Meister herein trat und fragte: „Na, wo jet dat di hir?“ — „O, ek dank“, erwiderte der Hund, „mi jet dat ganz gaud“. Dabei erhob er sich aber nicht, sondern blieb auf der Erde liegen und rührte sich nicht; denn er hatte zu viel gefressen.

Den Schlächter wunderte das, er sah näher zu und ward nun inne, daß ihm ein großer Teil vom Fleische fehle. Zornig schrie er da: „Du demliche Hund, wat häst du maukt? Du häst mi au he dichbijet Schteck Fleisch wechname; ek häbb di doch sägg,

du fallst mi nüscht wechneme, o du häst dat doch daume. Du best jau he ganz niderdrähdijet Tir! Tor Strauf fallst du von nu an von alle Lid nich dat Fleisch bekame, sondere dei Knauke, o dise fallst du ok nich mal bekame, wenn dei Lid ete, sondere wenn sei alle sab send“.

Und wirklich ist es so gekommen. Die Hunde erhalten richtig seit dem Tode von ihren Herrschaften kein Fleisch mehr, sondern müssen sich mit den Knochen, welche von der Mahlzeit übrig bleiben, begnügen.

Der Krieg der Vögel mit den vierfüßigen Tieren.

I.

Reinhart, der Fuchs, hatte dem Hahn bitter unrecht getan. Die schönsten Hennen hatte er ihm erwürgt, und leer standen die Hühnerbalken da, auf denen sonst die fleißigen Vögel kaum gedrängt den nötigen Platz zur Nachtruhe finden konnten. Um sich Recht zu schaffen ob dieser schreienden Freveltat, trat der Hahn vor den König der Tiere und verlangte die Bestrafung des arglistigen Reinhart. Aber wie es so auf der Welt zu gehen pflegt, der Fuchs konnte schmeicheln und gute Worte machen, konnte sich vor dem Löwen winden und drehen, der biedere Hahn tat weiter nichts, als daß er treu und ehrlich den ganzen Hergang der Sache erzählte, und das Ende vom Liede war, daß der Frevler freigesprochen und der gekränkte Kläger mit seiner Klage abgewiesen ward.

Da ergriff den Hahn gerechter Zorn, er berief eine Versammlung der Vögel und trug ihnen den Handel vor. Der Rechtspruch des Löwen erregte hier das größte Mißfallen, und nach langem Hinundherreden ward der Beschluß gefaßt, allem vierfüßigen Getier den Krieg anzufagen. Die Herausforderung wurde von den Tieren angenommen und Tag und Ort festgesetzt, da der Entscheidungskampf vor sich gehen sollte.

Es war ein schöner Morgen. Die Vögel schwebten über dem freien Felde, die Vierfüßler hatten sich am Saume des Waldes

im dichten Buschwerk gelagert. Ihr Feldherr war der Fuchs, während die gefiederte Welt von dem Hahn geführt wurde, welcher zwischen beiden Heeren hoch oben auf dem Gipfel eines Baumes Platz genommen hatte und von dort aus mit gewaltiger Stimme seine Getreuen leitete. In Reinharts Feldlager ging es ruhiger zu, denn er hatte die einzelnen Haufen unter die Großen des Tierreichs verteilt und ließ ihnen die Befehle zukommen durch seinen Schnellläufer Martin, den Hasen. Auch hatte er überall bekannt gemacht, man solle nur gutes Mutes sein, es könne am Sieg nicht fehlen. Sie sollten nur aufmerksam auf seinen buschigen Schweif achten. Solange dieser sich stolz in die Luft erhebe, sei das Kriegsglück auf ihrer Seite; müsse er den Schwanz aber fallen lassen, dann freilich sei alles verloren.

Anfangs schien die Prophezeiung Reinharts sich bewahrheiten zu sollen. Ungeduldig darüber, daß die Feinde keine Miene machten, mit dem Kampfe zu beginnen, beschloß der Hahn, selbst zum Angriff zu gehen, und gab Befehl, daß alle großen Vögel, die Adler, Störche, Raben, Elstern, Eulen, Reiher und wie sie sonst noch heißen mögen, auf die Vierfüßler eindringen. Aber was half den Vögeln all ihr Kriegsmut? Wenn sie sich auch die Flügel wund schlugen, in das Waldesdickicht konnten sie doch nicht gelangen; sie mußten sich also nach harter Arbeit unter dem Hohngelächter der Feinde zurückziehen und froh sein, daß sie nicht mehr Schaden gelitten hatten.

Siegesgewiß schwenkte der Fuchs seinen roten Schweif in der Luft herum, der Hahn aber ließ sich dadurch nicht beunruhigen. „Konntet ihr Größten“, rief er den geschlagenen Vögeln zu, „den Sieg nicht erringen, so wird es den Kleinsten sicherlich nicht fehlen!“ Und damit sandte er die Hornbrut, als da sind Hornissen, Bremsen, Wespen und so weiter, gegen den Feind. Hu! Wie schnurte und summtete das in der Luft, als sie gegen den Wald anrückten! Ganz vorne stand Reinhart, und darum traf ihn auch die Rache der erzürnten Hornbrut am ersten. Im Nu hatte sich ein großer Schwarm der bösen Hornissen auf ihn herabgesenkt, und während ihm die einen um Augen und Ohren schwirrten, froh ihm der übrige Teil unter den erhobenen

Schweif, daß er laut heulend den Wedel zwischen die Beine kniff und davon jagte.

„Was ist dir denn, Gevatter Fuchs“, rief das wilde Schwein ihm zu, „du fliehst ja, ehe die Schlacht beginnt?“ — „Ach, alles ist aus, Gevatter Bär“, jammerte Reinhart, „eben hat der Kampf erst begonnen, und schon hab' ich sieben Schüsse im Hinterteil.“

Als das wilde Schwein und die anderen Tiere das vernahmen, da löste sich ihr ganzes Heer in wilder Flucht auf, und ein jeder suchte, daß er möglichst bald seine Höhle erreichte und der Rache der Vögel entging. So wurde durch die kleinen Hornissen das gewaltige Heer der vierfüßigen Tiere geschlagen, und der Hahn war an seinem Todfeind Reinhart und an dem ungerechten Richter, dem Löwen, gerächt.

II.

Es war in der schönsten Frühlingszeit. Die Vögel hatten ihre Nester fertig gestellt, die Eier ausgebrütet und waren jetzt eifrig beschäftigt, die hungrige Brut mit Nahrung zu versorgen. Das prächtige Wetter hatte auch dem Bären keine Ruhe in seiner dumpfen Höhle gelassen, und schwerfällig tappte er an den Buchenhecken entlang, ob er nicht irgendwo etwas für seinen Magen fände. Bei dieser Wanderung stieß er auf das Nest des Nesselkönigs,¹⁾ der jedoch mit seiner Gemahlin, der Nesselkönigin, zur Zeit gerade auf Fliegenfangen ausgeflogen war.

Als er die nackten Jungen in dem Neste erblickte, lachte der grobe Gesell laut auf. „Na, ihr Kahlducken“, (so nannte er sie, weil sie noch ganz kahl waren und keine einzige Feder an ihrem Leibe trugen) sagte er; „was macht ihr denn da?“ Dann wandte er geringschätzig sein Gesicht von ihnen ab und trottete gemächlich weiter. Dieser Schimpf fuhr des Nesselkönigs Kindern gewaltig in die Krone. Sie hielten sich für Königskinder, nannten sich Prinzen und sollten sich nun von dem garstigen Bären ungestraft Kahlducken schelten lassen? Nein, das ging nicht an. Als die beiden Alten zurückkehrten, erklärten sie darum

¹⁾ Bauntönig

rundweg, sie würden keine Nahrung mehr annehmen, wenn nicht zuvor der Bär wegen seines Übermuts bestraft sei.

Die Eltern suchten die Kleinen zu beruhigen, aber all ihr Reden half nichts, sie mußten wohl oder übel das ganze Vogelheer zusammenrufen und dem Bären den Krieg erklären. Aber der Bär war auch nicht allein; ihm standen alle vierfüßigen Tiere bei, und so schien es zu einer großen Feldschlacht kommen zu sollen. Bannerträger und oberster Feldherr war bei den Vierfüßlern der Fuchs, denn er trug dazumal den Schwanz höher als alle übrigen Tiere und war deshalb leicht kenntlich, auch im dichtesten Kampfgewühl. „So lange ich meinen Busch hoch halte“, hatte er den andern gesagt, „so lange geht es uns gut; laß ich ihn aber sinken, dann ist alles verloren.“

Wie die Entscheidungsschlacht geschlagen werden sollte und die beiden Heere einander schon gegenüber standen, schickte der Nesselkönig Spione aus, um die Stellung des Feindes zu erkunden. Der erste Kundschafter war die Mücke. Sie flog auf den Fuchs zu, summte ihm um Augen und Ohren herum und schrie dabei, wie sie zu tun pflegte: „Frinad! Frinnd!“ Weiter konnte sie aber auch nichts ausrichten und mußte, ohne besonderen Nutzen gewirkt zu haben, wieder zurückkehren. Da sandte der Nesselkönig die Biene. Die flog auf den Fuchs zu, kroch ihm unter den Schweif und stach ihn ins Fleisch. Aber Reinharts Fell war zu dick, der Stachel der Biene brach ab, und der ganze Erfolg war, daß der Fuchs ein wenig mit dem Schwanz zuckte.

Die Vierfüßler glaubten, es wäre eine üble Vorbedeutung, aber ihr Bannerträger rief ihnen zu: „Fürchtet euch nicht, ich stolperte nur ein wenig“. Als auch die Biene unverrichteter Dinge heimkehrte, schickte der Nesselkönig die Wespe. Fort brummte sie dieselbe Straße, welche die Biene genommen hatte, aber ihr Stich saß besser, der scharfe Wespenstachel bohrte sich tief in Reinharts Fleisch hinein. Hui, wie kniff da der Fuchs seinen Schwanz zwischen die Beine. Und da er sich vor weiteren Stichen fürchtete, nahm er Reißaus, so schnell seine Füße ihn zu tragen vermochten. Als der Führer floh, hielten auch die an-

dem Vierfüßler nicht länger stand, sondern alle eilten in wilder Flucht ihren Höhlen zu und verschwuren sich hoch und teuer, nie wieder mit dem Vögelvolk einen Krieg anzufangen.

Der Zaunkönig aber entließ freudig sein siegreiches Heer und verkündete stolz seinen Kindern, daß der Frevel des Bären an der ganzen vierfüßigen Tierwelt gerächt sei. Da hatten auch die Kleinen keinen Grund mehr zu hungern und ließen sich willig wie zuvor mit Fliegen und anderen leckeren Speisen äßen. Daß es jedoch mit dieser Geschichte seine Richtigkeit haben muß, erkennst du leicht daraus, daß du niemals den Fuchs mit erhobener Rute wirst über das Feld schleichen sehen. Noch immer fürchtet er, der Nesselkönig möchte wiederum eine Wespe gegen ihn senden, und noch immer nicht hat er es vergessen, wie weh ein Wespensstich tut, zumal wenn er gerade unter dem Schweif in den Körper hineindringt.

Der Adebör ein Rittergutsbesitzer.

Der Adebör ist ein verwandelter Rittergutsbesitzer, wie aus folgender Geschichte genugsam erhellt:

Ein Bauer hatte dem Adebör auf seinem Dache ein rotes Band um den Hals gebunden, um sich davon zu überzeugen, daß die Störche jedes Jahr wieder ihre alten Nester aufsuchen. Als nun das nächste Frühjahr kam und der Adebör wirklich das rote Band noch um den Hals gebunden trug, sagte der Bauer zu seiner Frau: „Fru, wi wölle doch mal dem Adebör futtre, dann ware wi mal seine, wat hei uns tom Lon jewe wart“.

Und so tat er auch. Der Adebör bekam jeden Tag sein Futter und hatte nicht mehr nötig, auf die Wiesen zu fliegen und dort Frösche zu suchen. Als es nun Herbst wurde und die Zeit heran- nahte, wo die Störche wieder fort fliegen, sah der Adebör immer sehr traurig aus, und jedesmal, wenn der Bauer über den Hof ging, war es ihm, als rief eine Stimme vom Dache: „Ich will dir einst den Lohn für deine Wohlthaten geben.“ Der Mannkehrte sich jedoch nicht viel daran, sondern sagte nur zu seiner

Frau: „Fru, mi schint, as wenn dei Adbor tau mi sed: Ich will dir lohnen.“

Die Störche zogen ab, der Winter kam ins Land, und für den Bauern begann eine rechte Unglückszeit. Ein Stück Vieh nach dem andern fiel ihm, und zu guter Letzt zündete ihm gar noch ein Böjewicht das Haus über dem Kopfe an. So war er zum Bettler geworden und beschloß, mit seiner Frau auszuwandern, um in einem andern Lande sein Glück zu versuchen.

Sie zogen immer nach Süden zu und kamen schließlich auch an das große Wasser, das im Mittag liegt. Hier ließen sie sich übersetzen und betraten nun Gegenden, in denen wenig Leute wohnten, und die dort wohnten, waren noch dazu ganz schwarz. Endlich kamen sie auf ihrer Wanderung auch an ein großes Gut, und da sie Hunger hatten, so sprachen sie an und baten die Herrschaft um Speise und Trank.

Das wurde ihnen bereitwillig gewährt; doch als sie sich satt gegessen hatten, war der Bauer in großer Verlegenheit, womit er die Bewirtung vergelten sollte, denn von Geld und Geldeswert besaß er nichts mehr. Er sprach darum zu dem Gutsbesitzer: „Sei hääbe mi to eeten jewt, o ek ben met min Fru ser sad. Et hääb nu obber nüsch bi mi, dat ek kunn dat Ete bitale.“

Als der Rittergutsbesitzer die Stimme des Mannes hörte, kam sie ihm bekannt vor, und er rief seine Frau seitwärts und sprach zu ihr: „Mir kommt es so vor, als sei dies der Bauer, auf dessen Hause ich jeden Sommer hindurch als Adbor leben muß“. Darauf fragte er seinen Gast, wo er denn her wäre und wie er hieße. Der erzählte ihm denn nun seine ganze Leidensgeschichte, wie man ihm sein Haus angezündet habe, wie er dadurch ganz verarmt sei und auf den Gedanken gekommen wäre, seine Heimat zu verlassen und in der Fremde sein Heil zu versuchen.

Jetzt konnte für den Rittergutsbesitzer kein Zweifel mehr obwalten, er gab sich zu erkennen und eröffnete dem Manne, daß er der Adbor sei, den er im vergangenen Jahre so gut gepflegt habe. „Ach“, antwortete jedoch der Bauer, „min leiw Mann, wo kann hei e Adbor sinne. Dat jet ja doch gar nich“. Und erst

dann ließ er sich überzeugen, als der Gutsbesitzer das rote Band hervorholte, das ihm der Bauer damals um den Hals gebunden hatte.

Nun war die Freude groß. Der dankbare Adebör hatte das Versprechen, welches er seiner Zeit dem Bauer gegeben hatte, nicht vergessen. Er gab ihm Haus, Land und alles, was zu einer Wirtschaft gehört, so daß der Bauer mit seiner Frau besser und sorgenfreier leben konnte, denn je zuvor.

Das Storchland, und wie ein Bäcker dort zu einem Adebör geworden ist.

Wohin der Adebör im Herbst zieht, das weiß mit Bestimmtheit kein Mensch anzugeben. Ganz alte Leute erzählen: „Weit, weit gegen Mittag liegt ein breites Wasser. Gelangt ein Wanderer dorthin, so treibt es ihn inwendig, in die Hände zu klatschen. Kaum hat er dies aber getan, so schwebt er auch schon als Adebör hoch in der Luft, fliegt über das Meer hinüber und läßt sich erst auf dem gegenüberliegenden Gestade wieder als Mensch nieder. Alle Leute nun, die dort wohnen, verwandeln sich im Frühjahr in Störche und bringen dann den Sommer über in dieser Gestalt in unseren Gegenden zu.“

Einst kam ein reiselustiger Bäckergeßell auf seiner Wanderschaft auf diese Weise in das Storchland hinüber. Verwundert fragte er in dem nächsten Dorfe an, wo er denn eigentlich wäre. Aber niemand verstand seine Sprache. Endlich stieß er auf einen Bäckerladen, und da der Meister erriet, daß er ein Handwerksgeßelle sei, so gab er ihm Arbeit. Das Leben in dem merkwürdigen Lande gefiel ihm recht wohl, denn mit der Zeit hatte er die Sprache der Bewohner erlernt; aber schließlich besiel ihn doch Heimweh, und er verlangte von dem Meister seinen Abschied.

„Jetzt geht das nicht an“, erwiderte dieser, „ich habe gerade eine große Reise vor, die mich auf ein halbes Jahr von meinem Hause fern hält. Aber übers Jahr melde dich wieder, dann wollen wir die Sache bereden.“ Der Bäckergeßelle war es zufrieden,

sein Herr reiste ab und kam nach sechs Monaten zurück. Nachdem wieder so viel Zeit vergangen war, erinnerte der Geselle seinen Meister an das gegebene Versprechen. „Gern willfahre ich dir“, versetzte der Bäcker, „denn diesmal können wir schon zusammen reisen.“ Als sie am Meeresufer waren, mußten sie dem innern Drange nachgeben und in die Hände klatschen. Sogleich wurden sie zu Störchen, flogen über das Meer und reisten in des Gesellen Heimat. Aber auch hier verlor sich ihrer beider Storchgestalt nicht. Wie jeder andere Adebör mußte der Bäcker-
gesell den ganzen Sommer durch Frösche fressen und mit dem Schnabel klappern. Erst als er mit seinem Herrn im Herbst wieder in das Storchland zurückgekehrt war, erlangte er seine vorige Gestalt. Und wie es ihm in diesem Jahre ergangen war, so erging es ihm auch fürderhin. Nur als Adebör durfte er das Storchland verlassen; wollte er wieder Mensch werden, so mußte er über das große Wasser zurückfliegen.

Ein Schiffer segelt das Storchland auf.

Ein Schiffer segelte auf dem großen Weltmeer. Er mochte wohl schon einige Wochen unterwegs sein, als plötzlich seine Matrosen ihm verkündeten, hoch oben auf der Mastspitze stehe ein Adebör. „Halt“, dachte der Schiffer, „der ist auf der Reise ins Storchland. Jetzt wollen wir schon hinter das Geheimnis der Störche kommen.“

Als der Adebör sich von seinem Platze erhob und weiter flog, steuerte er deshalb sein Fahrzeug genau in der Richtung, welche der Vogel genommen hatte. Es dauerte nur wenige Tage, so hatte man Land in Sicht; aber wie landen? Denn rings um den Strand zog sich eine gewaltige Mauer, so hoch, daß die Spitzen der Mastbäume gerade bis zu ihrer Zinne reichten.

Der Schiffer ließ sich dadurch jedoch nicht von seinem Vorhaben abbringen. „Ein Mann auf den Mast“, befahl er. Der betreffende Matrose gehorchte und kletterte hinauf. Raum hatte er aber die Spitze erklimmen, so schrie er laut auf, machte

einen gewaltigen Satz und sprang über die Mauer weg in das unbekannte Land hinein. Die Neugierde des Schiffsherrn wuchs nur um so mehr. „Hat's der erste nicht gekonnt, so mag's der zweite vollbringen“, rief er, und ein anderer Matrose mußte hinaufsteigen. Aber auch dem erging es nicht besser wie dem vorigen. Mit einem lauten Schrei sprang er vom Mast über die Mauer hinüber.

Jetzt machte sich ein dritter an das Abenteuer, bat jedoch zwei seiner Gefährten, sie möchten ihm nachsteigen und ihn an den Beinen festhalten, wenn er oben angelangt wäre. Und das war klug gehandelt; denn kaum war er hoch genug geklettert, um über die Mauer blicken zu können, so schrie er ebenfalls laut auf und wollte springen. Aber die beiden Gefährten hielten ihn fest, rissen ihn trotz seines Sträubens vom Maste herab und brachten ihn auf das Verdeck zurück. Dort brach er ohnmächtig zusammen und war erst nach drei Tagen und drei Nächten seiner Sinne wieder mächtig. Aber auch dann konnte er noch nicht sprechen. Man gab ihm Schreibzeug, und da schrieb er denn auf, jenseits der Mauer läge das Paradies. Zwischen den Bäumen hätten die Engel so lieblich gesungen und gespielt, daß er vor Sehnsucht von Sinnen gekommen sei und keinen andern Gedanken gehabt habe, als bei ihnen zu sein.

Als der Schiffer vernahm, daß er vor dem Paradiese gelandet sei, kehrte er schleunigst um und fuhr nach Hause. Seitdem weiß man, wo der Adebör den Winter zubringt.

Die Elster.

Die Elster oder Hester ist ein Unglücksvogel, darum wird sie auch so häufig von den Bauern in Gemeinschaft mit Eulen und Habichten an die Scheumentüren genagelt, damit dadurch die alten Wetterhexen von dem Gehöft ferngehalten werden.

Einst lebte in Löbniß bei Barth ein Rätner, Johann Paulmann geheizen. Dessen Nachbar war sterbenskrank geworden, nur die Salbe des Schinders in Damgarten konnte ihm noch

helfen. Da setzte sich Paulmann zu Pferde und ritt hin; aber obgleich er am frühen Morgen aufgebrochen war, es wurde Nachmittag, es wurde Abend, er kam nicht wieder. Endlich, als es schon tiefe Nacht war, langte er in Löbnitz an und hatte die Salbe auch bei sich; doch wie sah er aus! Das Gesicht leichenblaß und verstört, und kein Wort konnte er herausbringen. Man fragte ihn, was ihm fehle, und endlich kamen ihm die Worte wieder, und er erzählte folgende Geschichte:

„Als ich von Damgarten zurückkam und bei dem Krug vorbeiritt, sah ich dicht vor dem Martenshagener Walde eine Anzahl bunter Vögel, die schwärmten um mich herum und schrien in der Luft, und mir war dabei so graulich zumute, daß mir grün und gelb vor Augen wurde und ich nicht mehr weiß, wie ich durch den Wald geritten bin. Auf der Löbnitzer Feldmark waren die Vögel verschwunden, nur zwei bunte Elstern saßen noch auf einer Weide, die sahen ganz absonderlich aus, und es schien mir, als sprächen sie miteinander, wie wenn zwei Menschen zusammen sprechen. Und mein Pferd stand still, und die eine von den Hestern schlug mit den Flügeln und sperrte den Schnabel auf und rief mir mit lauter Stimme zu: „Paulmann, du mußt sterben und liegst nach acht Tagen unter der Erde, dein Nachbar aber geht dann gesund und munter wieder hinter dem Pfluge her.“ Da ward mir schwindlig vor den Augen, und es kam mir vor, als wäre ich auf einer großen, wilden Heide. Und ich irrte wohl fünf Stunden ratlos umher, und wie ich endlich zu euch gekommen bin, daß weiß ich nicht; so viel aber weiß ich, daß ich jetzt ein toter Mann bin.“

Die Leute wollten ihm das ausreden, aber er sank auf die Bank hin und wurde blaß wie der Tod, und sie brachten ihn zu Bett, und den dritten Tag war er eine Leiche, und am siebenten Tage lag er auf dem Renzer Kirchhof. Der franke Nachbar aber wurde durch die Damgartener Salbe wieder kerngesund, und als sie Paulmann begruben, ging er hinter seinen Ochsen auf dem Felde.

Der Wiedehopf.

Der Wiedehopf ist einst ein Damenschneider gewesen, und wer sieht es ihm jetzt wohl an, daß er vormals in feiner und zierlicher Gesellschaft gelebt hat? Er hat in einer großen, reichen Stadt gewohnt und sich wie ein hübscher und feiner Gesell gehalten und einen bunten, seidenen Rock getragen und ist von einem vornehmen Hause in das andere und von einem Palast in den andern gegangen und hat die kostbarsten Zeuge und Stoffe, woraus er Kleider machen sollte, nach Hause getragen. Und weil er hübsch und manierlich gewesen ist, haben alle hübschen Frauen ihn zu ihrem Schneider genommen, und immer hat er Arbeit bei ihnen gehabt, und auch der Königin, als sie gekrönt werden sollte, hat er den Rock zugemessen.

So ist Meister Wiedehopf bald ein sehr reicher Mann geworden und hat doch nicht genug kriegen können, sondern ist immer herumgelaufen und hat nach Hause geschleppt und oft so viel zu tragen gehabt, daß er wie ein Karrengaul unter seiner Last stöhnen und, wenn er die Treppen hinaufstieg, „Huup! Huupp!“ schreien mußte. Diese Arbeitseligkeit und Habseligkeit hätte Gott ihm wohl vergeben, aber es ist eine arge Habsucht daraus geworden, und die hat der Herr nicht länger mit Geduld ansehen können. Der Schneider hat zuletzt gestohlen und von allen Zeugen, die er in die Mache bekam, seinen Teil abgekniffen und abstibigt.

Da ist es ihm denn geschehen, daß er eines Abends, als er mit einem schweren Bündel und noch schwererem Huupp! Huupp! die Treppe hinaufschätzte, plötzlich in einen bunten Vogel verwandelt worden ist, welcher nach ihm Wiedehopf heißt und nun um die Häuser und Ställe der Menschen fliegen und dort mit unersättlicher Gier das Allergarstigste auflesen und in sein Nest tragen muß. Er trägt bis auf diesen Tag einen bunten Rock, aber einen solchen, der an einen schlimmen Ort erinnert, wohin die Diebe und Schelme gehören. Der eine Teil des Rockes ist rabenschwarz, der andere feuerrot, und sind beide Teile Farben der Hölle; denn das Schwarze des Rockes

soll die höllische Finsternis und das Feuerrote das höllische Feuer bedeuten.

Das hat der Wiedehopf noch so beibehalten aus seiner alten Schneiderzeit, daß er immer Huupp! Hupupp! schreien muß, als trüge er noch Diebeslast, die ihm zu schwer wird. Die Leute nennen ihn deswegen häufig den Ruckucksküster, weil sein Laut aus der Ferne wirklich oft so klingt, als wolle einer dem Ruckuck seinen Gesang nachsingen, wie der Küster dem Pastor. Aber der Ruckuck ist ein lustiger Schelm und kann sein Lied in Freuden singen, der Wiedehopf aber ist ein trauriger Schelm, und darum muß er seufzen und klagen, und sein Huupp! Hupupp! geht ihm gar schwer aus der Kehle.

Der Zaun- oder Nesselfönig.

Einst lebte ein Bauer, Hans Diebentorn genannt, der hatte einen Sohn, namens Jochen. Das war ein schlimmer, ungeschlachter Junge voll Wildheit und Schalkstreiche, den keiner bändigen konnte. Dabei hatte er jedoch eine sehr schöne Leibesgestalt und war ein Bursche, der sein Maul so gut gebrauchen und so angenehm tun konnte, daß kein Mensch unter dieser Kappe den Schelm vermutete.

Desto besser konnte er seine Späße und Schalkstreiche mit andern ausführen; denn er konnte so leidig sein, daß auch die gescheitesten und klügsten Leute von ihm angeführt wurden. Der Vater, der seinen Vogel kannte, hielt ihn nun freilich sehr zur Arbeit an; aber sowie er nur einen freien Augenblick hatte, war auch der Schelm da und sogleich auf allen Gassen Geschrei über ihn. Indessen sagt ein altes Sprichwort: „Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht“, und das geschah auch bei Jochen.

Eines Tages kam er aus dem Walde und sprang mit Trallala und Juchheida über das Feld dahin. Es war ein kalter Wintertag und schneite und fror sehr. Als er so tralleiend und juchheiend einen Hohlweg hinabließ, stand ein kleiner, schneeweißer Mann da, der sehr alt und jämmerlich ausah und stöhnte und ächzte bei

einem Korbe, den er sich auf den Rücken heben wollte und nicht konnte. Als er nun Jochen kommen sah, ward er froh und bat den Burschen freundlich: „Lieber Sohn, bedenke, daß du auch einmal alt und schwach werden kannst, und hilf mir diesen Korb hier auf den Rücken.“ „Von Herzen gern“, sprach Jochen, sprang hinzu, hub den Korb auf und hängte dem alten Mann die Hinkel desselben um die Schultern; darauf riß er ihn mit dem Korbe um und ließ ihn im Schnee liegen und lachte und rief im Weglaufen: „Piep, Vogel, piep!“

Der alte Mann wühlte sich wieder aus dem Schnee auf und sammelte, was herausgefallen, wieder in den Korb und schrie mit zorniger Stimme hinter dem lachenden Jochen her: „Ja, piep, Vogel, piep! Gott wird dich piepen lehren, du gottloser Bube!“

Und Gott hat den Vogel pfeifen gelehrt. Denn als Jochen den andern Morgen mit der Art auf dem Nacken in den Wald gehen wollte, daß er Holz fälle, mußte er wieder durch diesen Hohlweg gehen. Doch wie er näher kam, ward ihm ganz wunderbarlich zumute, so wunderbarlich, als ihm in seinem Leben nicht ums Herz gewesen war. Und obgleich es heller, lichter Tag war und die Wintersonne eben feuerrot aufging, war ihm doch graulich, als wäre es Mitternacht gewesen. Das war sein böses Gewissen, und es deuchte ihn immer, als komme der alte Mann jeden Augenblick aus dem Hohlwege auf ihn zu und schrie ihn an: „Piep, Vogel, piep!“ Und er wäre gern einen andern Weg in den Wald gegangen.

Indessen wagte er es doch und ging in den schauerlichen Hohlweg hinein. Aber kaum hatte Jochen seinen Fuß auf die Stelle gesetzt, wo er gestern den alten Mann mit dem Korbe in den Schnee gestürzt hatte, so hat es ihn gefaßt und geschüttelt, und in einem Augenblicke ist er weg gewesen und ist auch nie wieder gekommen, und kein Mensch hat gehört, wohin er gestoben oder geflogen ist. Die Leute haben aber geglaubt, daß der böse Feind ihn geholt habe wegen der vielen verruchten und gottlosen Streiche, die der übermütige Junge immer verübte.

Das ist es jedoch nicht gewesen, sondern des alten Mannes mit dem Korbe: „Piep, Vogel, piep!“, den er in dem Hohlweg so schändlich umgestoßen und dann noch schadenfroh ausgelacht hatte. Jochen hat pfeifen lernen müssen, er ist in einen Piep-vogel verwandelt und der allerkleinste Vogel geworden, der auf Erden lebt. Das ist nun seine Strafe, daß er im strengsten Winter durch die Sträucher und Hecken fliegen und um die Häuser und Fenster der Menschen flattern, meist aber bei armen Leuten herumfliegen und hungern und frieren und piepen muß.

Er hat ein graues Röckchen an, gleich dem grauen Kittel, den er trug, als er verwandelt worden, und muß bis diesen Tag aus schelmischen und spitzbübisch freundlichen, kleinen Augen lachen, auch wenn ihm weinerlich zumute ist. Er heißt der *Z a u n - k ö n i g*, die Leute nennen ihn aber oft aus Spott *d e n g r o ß e n J o c h e n* oder den *k u r z e n J a n*; auch wird er *N e s s e l - k ö n i g* genannt, weil der arme Schelm durch Nesseln und Disteln und kleine, stachelige Sträucher schlüpfen und fliegen muß und meistens in Nesselbüschen sein Nest baut. Da hat er nun Zeit, seine Sünden zu bedenken, wenn der Wind pfeift und der Schnee stöbert und er in kahlen Hecken und Bäumen sitzen und piepen muß. Da hören die Kinder ihn oft mit seiner feinen Stimme singen und denken an die alte Geschichte von Jochen Diebenkorn.

Er singt aber also sein „Piep, Vogel, piep!“

„Piep! Piep!
 De Appel sünt riep,
 De Beren sünt gel,
 Dat Speck in de Tweel,
 De Stuw is warm,
 Hans slöpt Greten im Arm.
 Piep! Piep!
 Wo kold is de Riep!
 Wo dünn is min Kleed!
 Wo undicht min Bedd!
 Wo lang is de Nacht!
 Wer hedd dat woll dacht?“

Wie der Zaunkönig ein König der Vögel geworden ist.

Als die Menschen sich einen König gewählt hatten, wollten ihnen die Vögel nicht nachstehen und beschloßen, sich ebenfalls einen Herrscher zu küren. Es ward eine große Ratsversammlung berufen, und man kam nach langem Hinundherreden überein, derjenige solle von allen unweigerlich als Vogelkönig anerkannt werden, der am höchsten fliegen könne.

In einem vorher festgesetzten Tage erschienen alle Vögel auf einer herrlichen Wiese, die mitten im Walde lag. Ein Zeichen wurde gegeben, und lustig erhob sich die ganze Gesellschaft in die Lüfte; aber nicht lange währte es, so erlahmten einem nach dem andern die Kräfte. So gerne sie König geworden wären, sie mußten umkehren und die ersehnte Würde Besseren überlassen. Keiner tat es jedoch dem Adebör gleich. Weit, weit unter ihm befand sich der, welcher der zweite nach ihm war.

So zog er, nachdem es offenbar geworden, daß er unbestritten der Sieger sei, stolze Kreise in der Luft und ließ sich dann ebenfalls nieder, da auch seine Kraft zu erlahmen begann. In diesem Augenblicke schlüpfte unter seinen Flügeln ein winziges Vögelchen heraus, so klein, daß es noch gar keinen Namen erhalten hatte, obgleich es an Klugheit alle anderen Vögel übertraf, stieg in die Lüfte und schrie, so sehr es nur konnte:

„Et ben König!
Et ben König!“

Der Adebör wurde zornig, denn er durchschaute den Betrug und erkannte, daß ihm, ohne daß er's bemerkt hatte, das Tierchen auf der Wiese unter die Flügel gekrochen war. Aber was konnte all sein Zürnen helfen; was geschehen war, war geschehen. Den kleinen Schelm im Fliegen zu überholen, dazu reichten auch beim besten Willen des Adebör Kräfte nicht mehr aus. Er ließ sich darum zur Erde herab und rief mit dem übrigen gesieberten Heer den kleinsten Vogel als König aus. Raum war dies ge-

schehen, so machte er jedoch die Versammlung auf den Betrug aufmerksam und gab den Rat, den winzigen Herrscher umzubringen und dann zur neuen Königswahl zu schreiten.

Sobald der Vogelkönig auf dem Erdboden angelangt war, fiel deshalb alles über ihn her und suchte ihm das Leben zu nehmen. Der kleine König war aber flinker als alle seine Untertanen zusammen genommen. Hast du nicht gesehen! war er in ein Mauseloch geschlüpft und dort vor jeder Nachstellung sicher.

Die Vögel wurmte es, daß der Schalk so seiner gerechten Strafe entgehen sollte, und sie stellten die Eule als Wächter bei dem Loche auf, damit sie das Vögelchen, wenn es entweichen wolle, sogleich packe und fresse. Die Eule gehorchte und versprach, genau Obacht zu geben. Aber wie es so zu gehen pflegt, das lange Stehen und Aufpassen macht müde. Ehe sie's sich versah, war sie eingeschlafen, und als sie wieder erwachte, war von dem kleinen Gefangenen nichts mehr zu sehen.

Wie ärgerte sich die Eule da über sich selbst! Aber es sollte noch schlimmer kommen; denn kaum hatten die andern Vögel von ihrer Nachlässigkeit erfahren, so flogen sie heran, zerzausten ihr die Federn, verhöhnten und verspotteten sie dermaßen, daß sie in den dunklen Wald fliegen und sich im schwarzen Dickicht verstecken mußte, um nur wieder Ruhe zu bekommen. Nachdem die Eule bestraft war, faßten die Vögel den Beschluß, ein jeder sollte den König umbringen, wo er ihn auch fände.

Um nun dem Tode zu entgehen, ist der Vogelkönig gezwungen, sich in Hecken und Büschen und niedrigem, dichtem Strauchwerk aufzuhalten, wo kein anderer Vogel leben kann. Und das hat ihm den Spottnamen Zaunkönig oder Nesselkönig eingetragen, den er auch noch führt bis auf diesen Tag. Ebenso wagt auch die Eule bis heute noch nicht, sich bei Tage unter den Vögeln sehen zu lassen, und geht deshalb immer nur des Nachts auf ihre Nahrung aus.

Das Rottehlchen und die Kohlmeise.

Rottehlchen und Kohlmeischen waren einst ein Paar hübsche Dirnen, Töchter einer alten, frommen Witwe, die sich von Spinnen, Nähen und Waschen und von anderer Arbeit knapp, aber ehrlich ernährte. Sie hatte nur diese beiden Kinder, von welchen das älteste Gretchen und das jüngste Kathrinchen hieß. Sie hielt, wie sauer es ihr auch ward, die Kinder immer nett und reinlich in der Kleidung und schickte sie fleißig zur Kirche und Schule, und als sie größer wurden, unterwies sie sie in allerlei künstlicher Arbeit mit der Schere und mit der Nadel und hielt sie still in ihrem Kämmerlein in aller Ehrbarkeit und Tugend. Und Gretchen und Kathrinchen gediehen, daß es eine Freude war, und wurden eben so hübsch und fein, als sie fleißig und ehrbar waren, so daß alle Menschen ihre Lust an ihnen hatten und die Nachbarn sie ihren Töchtern als rechte Muster zeigten und lobten.

Als aber die Mutter starb, blieb es nicht lange mehr so still in dem Häuschen, wie es sonst gewesen war. Böse Buben, welche auf schönes, junges Blut lauern, merkten, daß die Hüterin weg war, welche die Täubchen sonst bewacht hatte, und es fanden sich lose, junge Gesellen ein, welche die Mädchen zu Tänzen und Gelagen und zu Spaziergängen auf die Dörfer verlockten. Das kostete viel Geld, mehr Geld, als Gretchen und Kathrinchen auf ehrliche Weise erlangen konnten. Da sie nun aber viele schöne Arbeit und kostbare Zeuge unter den Händen hatten, woraus sie Schmuck und Kleider stickten und nähten, so fingen sie allmählich an zu mausen; ach! sie stahlen zulezt.

Einmal hatten sie einen bunten, seidenen Rock gestohlen, der in einem Nachbarhause am Fenster hing, und an einen herumziehenden Juden verkauft. Ein armer Schneidergefell, bei welchem man viele bunte Lappen und Streifen Zeug gefunden, die er auch wohl gemaußt haben mochte, war darüber angeklagt, gerichtet und gehängt worden. Er hing und baumelte an dem lichten Galgen.

Eines Abends spät kamen die beiden Dirnen mit andern Gesellen und Gefährtinnen von einem Dorstanze zurück, und der Weg ging an dem Galgen vorbei. Da rief einer aus der Schar, ein leichtfertiger Bursche: „Frix Schneiderlein! Frix Schneiderlein! Wie teuer wird dir dein bunter Rock!“ Kaum aber hatte er das Wort gesprochen, so schlug die Sünde wie ein Blitz in die beiden Dirnen, die schuld waren an des armen Schneiders Tod. Sie stürzten beide wie tot zur Erde hin, und die andern, die es sahen, liefen voll Schreck weg, als hätten ihnen alle Galgenvögel schon in dem Nacken gefressen. Sie haben die Geschichte in der Stadt erzählt, und die Leute sind hingegangen, aber die beiden Dirnen haben sie nimmer gefunden.

Und wie hätten sie sie finden sollen? Sie waren in Vögel verwandelt und müssen nun in der weiten Welt herumfliegen. Gretchen ist ein Rotkehlchen geworden und Kathrinchen ein Kohnmeischen; denn Gretchen trug immer ein rotseidenes Tuch um den Hals und Kathrinchen ein gelbes. So müssen sie nun als kleine Vögel in den Wäldern umherfliegen und Hunger und Durst leiden, Hitze und Kälte aushalten und vor Sperbern und Falken, vor Schlangen und Ottern, vor Jägern und wilden Buben zittern.

Daß diese kleinen Vögel einst Menschen gewesen, ist ganz natürlich, und man kann es auch daraus sehen, daß sie immer um die Häuser der Menschen fliegen, auch oft durch die offenen Fenster in die Zimmer kommen und sich da fangen lassen, sogleich um sie herumflattern und zwitschern. Sie haben auch die alte Unart im Vogelkleide noch nicht abgelegt und können das Mauseln nicht lassen, sondern sind noch immer Erzdiebe, und wo nur etwas Buntes und Neues und Schimmerndes ausgehängt wird, da fliegen und schnappen sie danach, und daher werden keine Vögel leichter in Fallen und Schlingen gefangen, als diese beiden, und Gretchens und Kathrinchens gefiederte Urenkel müssen es noch entgelten, daß sie einst zuviel auf Kirnmessen und Tänze gegangen sind und den bunten Rock gestohlen haben, um dessentwillen der Schneider hangen mußte.

Das Nüllingkücken.

Es war einmal ein Mann, der hatte ein reiches Erbe bekommen. Da er aber leichtsinnig und liederlich war und sich tagaus, tagein in den Schenken umhertrieb, so hatte er bald alles Geld durchgebracht; die Gläubiger kamen und pfändeten ihn aus, und da saß er nun in seinem abgerissenen Kittel auf der Straße und mußte hungern und dürsten. Arbeit bekam er nicht, und als er bettelte, erhielt er nichts. „Was wirst du tun?“ sprach er darum bei sich selbst, „das beste ist, du hängst dich auf.“ Gedacht, getan, der letzte Sechser wanderte zum Kaufmann; der gab ihm einen Strick dafür, und er wanderte in den Wald, um sich aufzuhängen. Endlich hatte er einen passenden Baum gefunden. Wie er aber hinaufstieg und die Schlinge um den Ast legte, rief eine Stimme vom Gipfel herab: „Was tust du hier?“ Der Mann bekam einen solchen Schreck darüber, daß er zu Boden fiel; als er sich wieder ein wenig verkobert hatte, rief er hinauf: „Wer bist du denn?“ — „Ich bin der Teufel,“ antwortete die Stimme, und es dauerte gar nicht lange, so kletterte es vom Baume herab, und der Böse stand vor ihm.

„Ach, mir geht es schlecht,“ sprach jetzt der Mann, „die harten Leute haben mich von Haus und Hof gejagt; was soll ich da anderes tun? Ich bin in den Wald gegangen, um mich zu erhängen.“ — „Das laß hübsch bleiben,“ erwiderte der Teufel, „hier hast du einen Geldbeutel, der niemals alle wird, den magst du ein ganzes Jahr lang behalten, bis ich wieder komme. Kannst du mir dann einen Vogel zeigen, den ich noch nicht kenne, so ist der Beutel dein eigen auf Lebenszeit. Kenne ich den Vogel aber, so gehörst du mir an mit Leib und Seele.“ Der Mann sah auf den Wunschbeutel, und bei seinem Anblick vergaß er Leben und Seligkeit und daß er mit dem Teufel zu tun habe, und er rief voll Freuden: „Ja, es soll so sein, wie du gesagt hast!“ Da setzte der Teufel einen Vertrag auf, den mußte der Mann mit seinem Blute unterschreiben; und nachdem er das getan hatte, verschwand der Böse und ließ ihm den Wunschbeutel zurück.

Raum hatte der Mann den Beutel in der Tasche, so fing das lieberliche Leben von neuem an, und er kam gar nicht aus dem Wirtshaus heraus. Die Tage flogen ihm dahin, als wären es Stunden, und eines Morgens wurde er zu seinem Schrecken gewahr, daß er nur noch drei Tage zu leben hatte; denn daß es keinen Vogel gäbe, den der Teufel nicht kenne, das wußte er von vornherein. Traurig und bekümmert ging er aus dem Wirtshaus heraus, da ihm kein Braten und kein Wein mehr munden wollte, und dachte nur an den nahen Tod. Wie er so ging, kam ihm ein altes, lahmes Weib in den Weg, das sprach zu ihm: „Was ist dir? Warum siehst du so bekümmert aus?“ — „Ach, laß mich in Frieden, du kannst mir doch nicht helfen!“ antwortete der Mann. „Wer kann's wissen!“ versetzte die Alte; „erzähl mir, wo dich der Schuh drückt. Bist du gar krank?“ — „Krank bin ich nicht,“ entgegnete er, „aber mir geht's schlimmer, als wenn ich die ärgste Krankheit hätte;“ und dann erzählte er ihr alles, wie es sich zugetragen hatte. „Hi, hi, hi!“ lachte das alte Weib, „wenn's weiter nichts ist! Was gibst du mir, wenn ich dir einen Vogel zeige, den der Teufel nicht kennt?“ Da faßte der Mann neuen Mut und rief: „Ich schütte dir aus meinem Wunschbeutel eine Stube voll Geld und halte dich wie meine Mutter mein Leben lang.“ — „Damit bin ich zufrieden,“ antwortete die Alte, „halte nur eine Tonne mit Wildfedern und eine Tonne mit Teer bereit, wenn ich über drei Tage zu dir komme.“ Dann sagte sie dem Manne Lebewohl und humpelte weiter.

Als die drei Tage um waren, trat die Alte frühmorgens vor Sonnenaufgang zu dem Manne in die Stube, zog sich splinter-nackend aus und stieg in die Teertonne hinein. Darauf ging sie zur Federtonne und wälzte sich darin herum, bis sie über und über mit Federn bedeckt war. „So,“ sprach sie, „wenn jetzt der Teufel kommt, so stelle mich ihm nur vor; er wird nicht raten, wer ich bin, so wahr ich ein altes Weib bin!

Und wenn er sagt, daß er die Wette verloren habe, und fragt, was für ein Vogel ich sei, so sag nur dreist: „Ein Müllingküden.“ Es dauerte auch gar nicht lange, so öffnete sich die Türe, und der Teufel trat herein. „Hast du einen Vogel?“ rief er dem Mann

zu. „Gewiß“, antwortete dieser, „rat' einmal, was ist dies?“ Und damit stellte er ihm das alte Weib vor, das auf allen vieren in der Stube umhertroch. Der Teufel ging verwundert um den seltsamen Vogel herum. Die eine Feder stand oben, die andere nach unten, und die dritte lag quer, und dabei war er von Farbe schwarz, weiß und rot, und wie die Farben alle noch heißen mögen. „Nein,“ sagte er nach einer Weile, „einen solchen Vogel habe ich noch niemals gesehen, ich gebe meine Wette verloren, du magst den Wunschbeutel behalten. Aber, damit ich nicht wieder über's Ohr gehauen werde, sag mir, wie heißt der Vogel?“ — „Das ist ein Müllingtücken,“ erwiderte der Mann. „Wenn das ein Rücken ist, so möchte ich die Henne nicht sehen!“ rief der Teufel erschrocken und machte, daß er davon kam, und ließ sich bei dem Manne nicht wieder blicken. Der lebte aber mit dem alten Weibe in Saus und Braus bis an sein Lebensende; und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er heute noch.

Die Spinne.

Ein Bauer hatte in der Stadt eine große Erbschaft erhoben und wanderte nun, mit Geld schwer beladen, seinem Hofe zu. Schlechte Leute hatten jedoch von der Sache erfahren und lauerten dem Manne im Walde auf, um ihn zu ermorden und dann zu berauben. Zu dem Zwecke lagerten sie sich im dichten Buschwerk und verabredeten dort, wie sie die Sache wohl am besten anzufangen hätten. Dem einen von ihnen war das nicht recht, dem andern wieder wollte jenes nicht gefallen, und schließlich unterhandelten sie so laut, daß der Bauer, als er in die Nähe des Hinterhaltes kam, ihre Reden hörte und zu seinem Schrecken erfuhr, daß man dort über nichts Geringeres zankte als darüber, wie er am sichersten aus der Welt zu schaffen sei.

In seiner Herzensangst versteckte er sich deshalb in den Stamm einer hohlen Eiche. Und als er drinnen war, kroch eine Kreuzspinne hervor und spann einen Faden nach dem andern über die Öffnung, bis das ganze Loch mit einem dichten Gewebe bedeckt war.

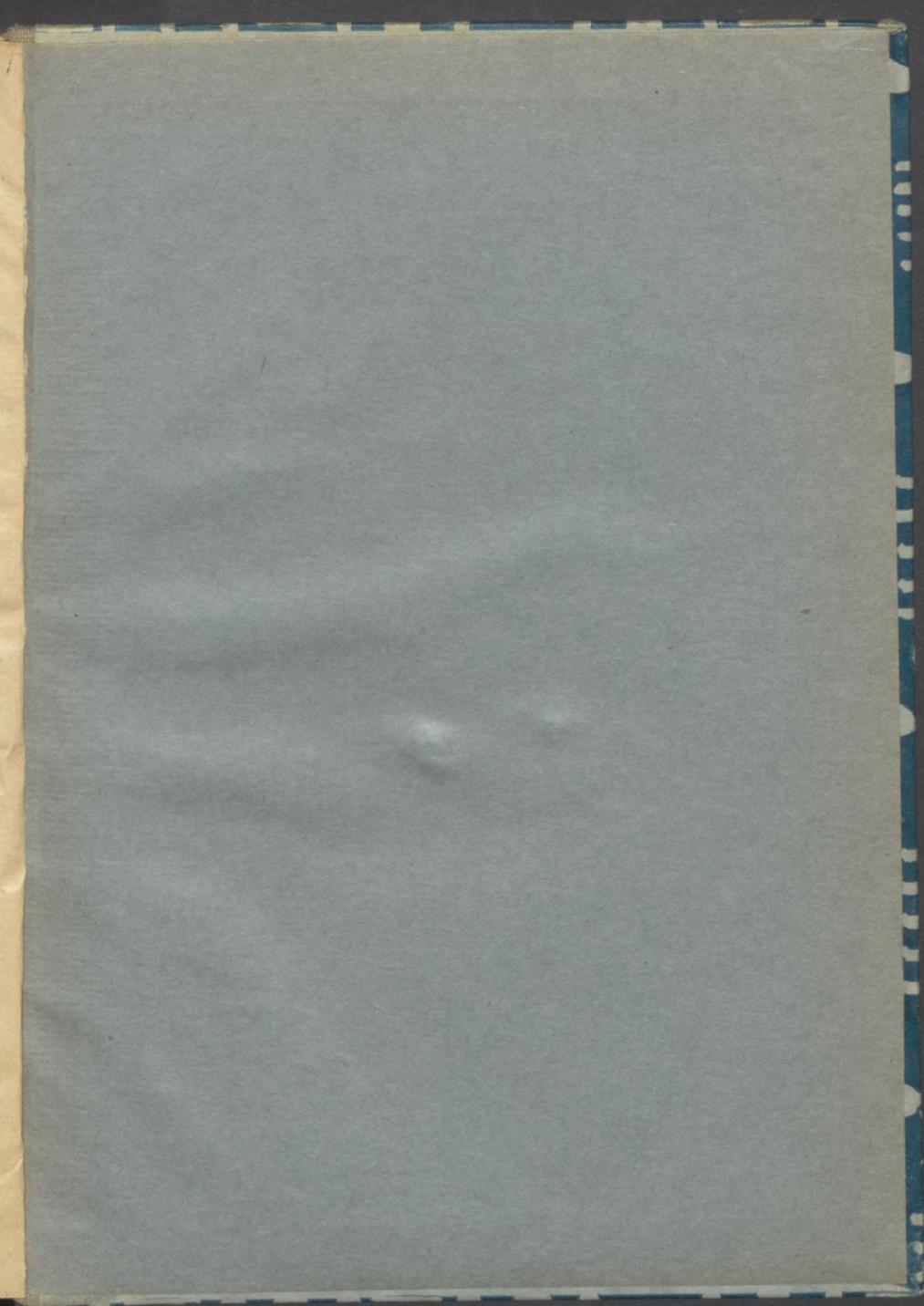
Inzwischen hatten sich die Räuber geeinigt und sperreten die Straße. Aber wer nicht kam, war der reiche Bauer. Es verging eine Stunde und dann noch eine, ja, es wurde Abend, und immer war noch nichts von dem Mann zu erblicken. „Der Schelm hat uns belauscht“, sprachen sie endlich zueinander, „und irgendwo einen Versteck gefunden. Kommt, laßt uns ihn suchen!“ Und nun streiften sie den ganzen Wald ab, konnten aber seiner nicht habhaft werden.

Endlich stießen sie auch auf die hohle Eiche. „Hier sitzt er gewiß drin!“ rief der erste und wollte schon hineinschauen; aber die andern lachten ihn aus und sprachen: „Du Dummkopf! Siehst du denn nicht, daß vor der Öffnung ein unversehrtes Spinnengewebe hängt? Säße er drinnen, so müßte doch das Netz zerrissen sein“. Das leuchtete dem Räuber ein, er stand von seinem Vorhaben ab und zog mit seinen Genossen unverrichteter Dinge wieder nach Hause. Der Bauer war aber mit Gottes Hilfe durch die Klugheit und List der kleinen Kreuzspinne gerettet worden.

Das sollen wir nun bis auf den heutigen Tag der Spinne nicht vergessen, daß sie einen braven Bauersmann vor dem Tode behütet hat, und ein gottloser Bösewicht ist es, wer mutwillig Spinnengewebe zerreißt oder gar die Tierchen tötet. Er wird seiner Strafe dafür später einmal nicht entgehen.

M. 02721





10. /

Biblioteka Główna UMK



300021514140

nd A
I

Biblioteka
Główna
UMK Toruń

1421785